Die Seelenlehre Jean Pauls.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doctorwürde

der

hohen philosophischen Facultät der Universität Erlangen

vorgelegt von

Josef Müller

aus Bamberg.

München

Dr. H. Lüneburg, Verlag

1894.

Die Seelenlehre Jean Pauls.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doctorwürde

der

hohen philosophischen Facultät der Universität Erlangen

vorgelegt von

Josef Müller

aus Bamberg.

München

Dr. H. Lüneburg, Verlag

1894.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41535724_0144

Vorrede.

Das Auffallendste an dem vorliegenden Werkchen ist, daß es erst jetzt erscheint, daß man mehr als hundert Jahre die philosophische Bedeutung Jean Pauls mißachten konnte. Man begnügt sich gewöhnlich — wenn man überhaupt von J. Paul, dem Philosophen, zu reden der Mühe werth findet — den Dichter unter die sogenannten „Glaubensphilosophen" Jacobi'scher Richtung einzuregistriren (was nebenbei bemerkt so schief als möglich ist), seine speziellen philosophischen Schriften aber, wie die zahlreichen philosophischen Exkurse seiner poetischen Schöpfungen gänzlich zu ignoriren. Wer hat es nur für werth gefunden heutzutage, wo die hypnotischen Phänomene so großes Aufsehen erregen, zu erwähnen, daß Jean Paul der Erste war, der diese Erscheinungen, die man damals unter dem sonderbaren Namen „thierischen Magnetismus" inbegriff, auf die Kraftquelle des geistigen Willens zurückgeführt hat; wer hat die Verdienste J. Pauls in Aufhellung des Traumlebens, der somnambulen Zustände u. s. w. gewürdigt? Das einzige Schriftchen, das sich speziell mit einem Theil der J. Paul'schen Philosophie beschäftigt („Jean Pauls Seelenlehre, ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie" von Dr. R. v. Koeber [erschienen in den „Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung"])[1] ist: 1. sehr lückenhaft (es behandelt fast nur die mystischen Seelenerscheinungen und die psychologischen Grenzgebiete, wie Traum und Schlaf), 2. trägt es die unverkennbare Tendenz, die Anschauungen des Dichterphilosophen neueren spiritistischen Hypothesen anzunähern, was gänzlich verfehlt ist. Jean Paul ist weder Anhänger der Jacobi'schen Glaubensphilosophie, noch Vorläufer Hartmanns oder du Prels. Deren Anschauungen hat J. Paul

1) Heft 5, S. 515—551, Leipzig 1893.

— als wenn er geahnt hätte, daß man ihn einst damit in Verbindung bringen könnte — sogar ausdrücklich widerlegt, was Koeber gar nicht zu wissen scheint.

Worin besteht nun die Bedeutung J. Pauls des Philosophen? Jean Paul ist kein bahnbrechendes Genie in der Philosophie — er gehört hier mehr zu den ordnenden als „schaffenden" Geistern (nach Eucken), aber er hat unter den mannigfachsten Anregungen und Gedankenströmungen seiner Zeit mit feinstem Takt das Richtige gefunden, er hat alten Ideen eigenartige, charakteristische Fassung gegeben, nicht selten tiefe prophetische Blicke in künftige Zeiten geworfen und die Resultate späterer Forschung anticipirt. Darum ist er weniger veraltet als mancher einst glänzende Stern seiner Zeit und darf ihm ein hervorragender Platz auch unter den Denkern der Nation nicht vorenthalten werden.

Freilich sind die tiefen und herrlichen Gedanken, die oft „den Keim zu ganzen philosophischen Weltgebäuden enthalten" (Koeber), nicht systematisch geordnet, sondern kaleidoskopisch zerstreut; wenn man aber die verstreuten Perlen sammelt, sie in die richtige Fassung bringt und von dem einheitlich und tief angelegten Charakter des Genius aus beleuchtet, geben sie ein imposantes, harmonisches Gedankengebäude voll der originellsten Züge.

Hervorzuheben ist in formeller Hinsicht noch besonders der Bilderreichthum der J. Paul'schen Sprache, der so ungemein veranschaulichend und instruktiv wirkt und einen so wohlthuenden Gegensatz zu dem Stil der damaligen Idealisten, die sich stets in den schwindelndsten Höhen der Abstraktion bewegen, bildet. Jean Paul beklagt es, daß die Philosophie „wie die türkischen Damen gewöhnlich von Stummen, Schwarzen und Häßlichen bedient würde"; „von der Stoa und Epikurs Gärten müsse man eine Aussicht haben in die Gefilde der Poesie"; der „von der Poesie beflügelte Same der Weisheit" dringe weiter als der nackte, dürre Begriff, und ein Tropfen dichterischen Geistes dürfe auch dem Weltweisen nicht versagt sein. „Sollte nicht die Philosophie und die Philosophen den elektrischen Körpern nachahmen, die nicht nur leuchten, sondern auch anziehen?" „Die Dichtkunst ist der elektrische Condensator der Philosophie; jene verdichtet erst das elektrische Spinngewebe und die Beatifikation der letzteren zu Blitzen, die erschüttern und heilen." (Daß Glanz der Sprache der Gedankentiefe nicht schädlich sei, hat namentlich Schopenhauer gezeigt.)

Freilich führt der Bilderglanz der J. Paul'schen Diktion bei dem Mangel streng wissenschaftlicher Exaktheit des Ausdrucks auch oft die Gefahr des Mißverständnisses mit sich, daher seine Worte nicht immer buchstäblich zu verstehen und immer mit den Parallelstellen und der Gesammthaltung des Dichters zusammen zu nehmen sind. Man darf nicht vergessen, daß J. Paul, auch wenn er philosophirt, Dichter bleibt und zu Ueberschwänglichkeiten ohnehin hinneigt. (An dieser Klippe ist namentlich v. Koeber gescheitert.) J. Paul ist schwerer zu verstehen als ein Philosoph von Beruf. —

Es wird einst ein Räthsel sein, wie die moderne Zeit, die die vergessensten Dinge und Personagen auszugraben und auszubeuten sich bemüht, an diesem Born edelster Weisheit so lange vorbeigegangen.

Es ist höchste Zeit, an einen der größten Geister unserer deutschen Nation, der nebenbei auch einer der edelsten Menschen aller Zeiten gewesen ist, wieder zu erinnern. Diese lang angesammelte Dankesschuld abzutragen und durch das Bild des großen Mannes auch zur sittlichen Erhebung der Zeit einigermaßen beizutragen, war nicht zum letzten der Impuls, der den Verfasser zu seinen Jean Paul-Forschungen und insbesondere zu gegenwärtiger Studie bewogen.

Die Seelenlehre Jean Pauls.

Jean Paul kämpft hier nach zwei Seiten: gegen die idealistische Verflüchtigung des Geistes zur wesenlosen luftigen Abstraktion („begleitendem Ichgedanken" Kants, Fichtes „Thathandlung"), andrerseits gegen den Materialismus, der soeben im „système de la nature" seinen rücksichtslosesten Ausdruck gefunden hatte.

Wie er dort die Substanzialität und Persönlichkeit des Geistes vertheidigt, so hier dessen Geistigkeit, Immaterialität, Selbstständigkeit gegenüber dem Körper.

I. Denken ist immateriell [1]).

Die Mark- und Breikugel des Gehirns mit ihren Streifen ist die letzte und feinste Blüthe der Materie, sie ist die eigentliche Weltkugel der Seele, sie ist, was dem Materialisten vollkommen genügt, als Princip der seelischen wie geistigen Funktionen. Schwingungen der Nerven also sinds, bei denen wir zuletzt ankommen, wenn wir von der Körperwelt ausgehen. Wie ist nun der Uebergang zu dem, was wir Bewußtsein, Vorstellung nennen, möglich? Offenbar ist hier ein Sprung.

1. Das Erzittern der Saite, der Luft, der Gehörknöchelchen erklärt nicht die Empfindung des Tons, durch die Bilder auf der Netzhaut und im Gehirn ist das Ersehen derselben noch nicht erklärt, oder ist wohl darum, weil die Sinne Spiegel voll Bilder sind, etwa das geistige Auge entbehrlich? Und setzt die Veränderung der Nerven nicht eine zweite in einem zweiten Wesen voraus, wenn sie soll bemerkt werden? Leibnitz kann leichter die Bewegungen aus dunkeln Vorstellungen erklären, als der Materialist Vorstellungen aus Bewegungen. Dort ist die Bewegung nur Schein und existirt nur im zweiten

1) Als Quelle kommt hier vornehmlich Hesperus, 9. Schalttag (S. 535 ff. der Hempel'schen Ausg.), dann Kampanerthal, 6. Station S. 39 ff., Selina IV. 2.—4. S. 61 ff., in Betracht.

betrachtenden Wesen; aber hier wäre die Vorstellung Schein und existirte im zweiten — vorstellenden Wesen.

2. Wie ist den Markkügelchen des Gehirns die unendliche Fülle schon der äußeren Einwirkungen, geschweige der unzähligen der Seelenwelt einzuprägen? Müßten nicht die Bilder desselben Sinns im Gehirn am Ende seines Nerven erdrückend und verschichtend aufeinander fallen?[1]) Der Materialist muß im Gehirnbrei die Millionen Bilderkabinette von 70 Jahren versteinern und doch wieder die Eidophysika beweglich machen und die gemischten Kartenbilder an jede Terzie austheilen; er muß darauf achten, daß diese beseelten tanzenden Bilder in Reih und Glied gezwungen werden. Und dann geht seine Noth erst recht an; denn nun muß er — wenn wir ihm auch zugeben, daß die Bilder sich selber sehen, die Gedanken sich selber denken, daß jede Vorstellung alle anderen und sogar das Ich, wie eine Monade das All, dunkel nachspiegele, und daß sonach jede Idee eine ganze Seele sei — nun muß er erst einen Generalissimus herschaffen, der dieses unermeßliche flüchtige Ideenheer kommandire und stelle. Diese regelnde Einheit und Kraft — ohne welche die Symmetrie des Mikrokosmos so wenig wie des Makrokosmos, der vorgestellten Welt so wenig wie der wirklichen zu erklären ist — nennen wir eben einen Geist.

5. Zwischen dem kleinen Gehirn, das beiden Welten (sinnlicher und geistiger Vorstellung) dienen soll, und dem Rückenmark, das es nicht thut, und den Nervenknoten, die Gehirnchen vorstellen, findet die

---

1) Auch Lotze sagt (Mikrokosmus I, 354): „Das Gedächtniß kann nicht körperlich sein. Sehen wir die Gestalt eines Menschen auf uns zukommen, so dehnt mit jedem Schritt seiner Annäherung sein Bild auf unserer Netzhaut sich vergrößernd aus — kaum ein einziger Punkt bildet sich im nächsten Augenblick auf derselben Stelle des Auges ab. Nicht ein einziges Nachbild, sondern unzählige, von einander verschiedene, würden zurückbleiben, wenn unser Nervenorgan jeden Eindruck dauernd fixirte. Und nichts würden wir gewinnen, wenn wir meinten, erst eine größere Anzahl dieser momentanen Erregungen setzten sich zum bleibenden Nachbild zusammen. Denn welch deutliches Bild könnte aus den Anhäufungen vieler so verschiedenen entstehen? Müßten die sieben Farben nicht in Grau verschmelzen? ... Nur die ungetheilte Einheit der Seele macht es möglich, Eindrücke zu bewahren und wiederzubringen, nicht eine Mehrheit zusammenwirkender Theile. Die Seele aber behält nicht die genaue Zeichnung sondern das allgemeine Schema und erzeugt aus diesem die bestimmten Bilder wieder. Dies ist eine Handlung des beziehlichen Wesens, eine Leistung der Seele."

Zergliederung keinen Unterschied. In den Gehirnvolumen der verschiedenen Geistesmenschen ist auch nicht das Kleinste, was die so große Verschiedenheit wie die zwischen Wilden, Künstlern, Mathematikern, Philosophen, Kriegs- und Thatenmenschen und Gedächtnißhelden auch nur durch Perlschrift, geschweige durch erhabene oder vertiefte Buchstaben ansagte.

Alle andern Kräfte haben Unterschiede des Grades, Bewußtsein ist ganz da oder nicht. Außer dem Bewußtsein gibts keinen Regenbogen, sondern nur Wassertropfen mit Farbe [1]), kein Meer, nur aneinanderhangende Tropfen; bloß unser Geist spiegelt uns an der Natur — die, wenn auch unsichtbar, ewig wechselt und anders wird — etwas Bestehendes durch sein Zusammenfassen und Erinnern und Fortfühlen vor; z. B. ein schöner Abend, der aus lauter Zerfließungen besteht, hält sich in uns als ein ganzer schöner Abend fest.

II. Die Seele ist Substanz.

Mit dem Nachweis der Diversität von physischer und geistiger Kraft ist die Substanzialität der Seele noch nicht dargethan. Thatsächlich sind nicht bloß die Materialisten, welche die Seele nur als „Wasserschößling des Leibes" (unsichtb. Loge 58) ansehen, sondern auch die Idealisten der Kantischen Schule Läugner einer individuellen, persönlichen Geistigkeit. Kant (offenbar von Locke und Hume beeinflußt) kennt das Ich nur als logische Form, als das Subjekt unserer Vorstellungen, das nicht hypostasirt werden dürfe. Den allerdings unwiderstehlichen Drang, diesem transcendentalen Begriff objektive Realität zu geben, rechnet er unter die „Paralogismen" der Vernunft. (Dabei funktionirt aber doch die transcendentale Einbildungskraft wie ein agens, nimmt Vorstellungen auf und formirt sie.)

Dieser Verirrung des extremen Rationalismus, dem lebendigen Ich, der sichersten Realität, die uns gegeben ist, die aber eben deßhalb nicht in einen reinen Begriff aufzulösen ist, zu mißtrauen, ja sie aus Mangel einer äußeren Anschauung sogar den sinnlichen Objekten nachzusetzen, stellt Jean Paul den schärfsten Widerspruch entgegen.

„Ich ist — Gott ausgenommen, dieses Ur-Ich und Ur-Du — zugleich das Höchste und Unbegreiflichste, was die Sprache ausspricht

---

1) Ein Lapsus Jean Pauls.

und wir anschauen[1]). Jedes Ich ist Persönlichkeit, folglich geistige Individualität. . . . Jene Persönlichkeit besteht nicht im fichtischen Ob-Subjektiviren des Ich, d. h. im Wechsel des Zurückspiegelns des Vorspiegelns . . . sowie sich kein Spiegel aus seinem Gegenspiegel erklärt; sie besteht ferner nicht in einem zufälligen Weg- und Zuwägen einzelner Kräfte; denn erstens jedem aufgestellten Kraftheer ist selber ein anderer, regierender, zusammenhaltender Obergeist vonnöthen, und zweitens fallen und steigen alle in organische Verhältnisse eingeschiedeten Kräfte mit Wetterglas, Alter u. s. w. neben der festbestehenden Individualität — sondern sie ist ein innerer Sinn aller Sinne . . . sie ist das, was alle ästhetischen, sittlichen und intellektuellen Kräfte zu einer Seele bindet und gleich der Lichtmaterie unsichtbar die vielfarbige Sichtbarkeit gibt und bestimmt, wodurch erst jedes philosophische Polwort, „praktische Vernunft", „reines Ich", aufhört, bloß im Scheitelpunkt am Himmel als ein Polarstern zu stehen, der keinen Norden und folglich keine Weltgegend angäbe." (Levana 29.)

Die Seele ist kein Hume'sches Vorstellungsbündel, also eigentlich „gar nichts, sondern bloße Gedanken leimten sich wie Krötenlaich aneinander und kröchen so durch den Kopf und dächten sich selbst" (unsichtb. Loge 58 oben). Die Seele ist auch nicht eine inhaltleere, schattenhafte „res cogitans, haec nuda vel potius occultata substantia" (Gassendi gegen Descartes), kein bloßes „Wirklichkeitspflöckchen", wie sich Paulsen ausdrückt, als hartes, unzersprengbares Atom gedacht" (Fechner), kein leeres Gefäß, sondern Trägerin reichen, selbstständigen Innenlebens.

a) Angeborene Ideen. „Es gibt eine innere, in unserem Herzen hängende Geisterwelt, die mitten aus dem Gewölk der Körperwelt wie eine warme Sonne bricht. Ich meine das innere Universum der Tugend, der Schönheit und Wahrheit, drei innere Himmel und Welten, die weder Theile noch Ausflüsse und Absenker noch Kopien der äußern sind. Nach welchem Vorbild, mit welcher plastischen Natur und woraus könnten wir Alle dieselbe Geisterwelt in uns hineinschaffen? Der Atheist frage sich doch, wie er zu dem Riesenideal einer Gottheit gekommen ist, das er entweder bestreitet oder verkörpert — ein Begriff, der nicht aus verglichenen Größen oder

1) Besser: fühlen.

Graden aufgethürmt ist, weil er das Gegentheil jedes Maßes und jeder gegebenen Größe ist" (s. Descart. contra Gassendi resp. V).

b) Das Unbewußte. „Aber wir machen von dem Reichthum des Ich viel zu kleine oder enge Messungen, wenn wir das ungeheure Reich des Unbewußten, dieses in jedem Sinn wahre innere Afrika, auslassen. Unsere geistigen Wurzeln laufen viel weiter aus als unsere Zweige [1]). Ein Mozart kann wohl die Harmonie und ihre Erweiterung, die Instrumentalbegleitung aus- und errechnen, aber die Melodie als ein vielseitiges, freies Nach- und Auseinander steigt in neuen fremden Gestalten aus den Tiefen der Empfindungen empor und wieder in die der unsrigen hinunter und weckt, was schwieg. Mozart, dieses Kind an Verstand, hört bloß sein Inneres an — und hört darin — die Zauberflöte. Genug, uns ist neben der Körperwelt noch die wunderbare Seelenwelt aufgethan, über deren Tiefe freilich unser Wurfblei nur schwimmend hangt und nicht festgreift, weil lauter Unbegreiflichkeiten Vorordner sind und empfangene Fülle und Schaffen nach Endabsichten hier zusammentreffen von den Instinktthaten an bis zu den menschlichen Ideenschöpfungen.

α) Schon der Instinkt, dieses „dynamische Welträthsel", „die Eselin, die den Engel früher sieht als der Prophet, der auf ihr sitzt", ist ein Wunder. J. Paul weist die „Macerationen" des Instinkts durch Darwin (in dessen Zoonomie, Selina, 83 ff.) ausführlich zurück (s. Briefe u. bevorst. Lebensl. 90).

Aus dem physiologischen Gliederbau ist der Instinkt nicht zu erklären, ein Handwerkszeug ist noch kein Handwerker, Sprachwerkzeuge geben noch keine Sprache. „Das Logenarbeiten der Schwalben und Wespen an den Mauern ist eine höhere und geheimnißvollere Thätigkeit als die der Freimaurer hinter den Mauern."

β) Aber wie viel Mysteriöses gibt es erst in der eigentlichen geistigen Thätigkeit! Ist nicht die gedankenschaffende Seele überhaupt eine Sonne, zu deren Boden wir durch das Lichtgewölk, das über ihr liegt, nicht hinuntersehen können? Noch Niemand, selber kein Herbart, hat den unbegreiflichen Bund zwischen dem unaussetzenden Entstehen und Emporspringen der Vorstellungen und ihrer Abhängigkeit von einem Wollen, da ihnen ihre Geburt eine zweckmäßige Aufeinanderfolge auf-

1) So daß wir Gott unbewußt vielleicht inniger lieben als wir wissen (Selina 88).

zwang, ohne Gewaltthätigkeit vermitteln können; denn ohne jenen Bund könnte niemand sich vornehmen, nachzusinnen und zu ersinnen. Aber am Stärksten tritt das Wunder in Künstlern hervor.

Ueberhaupt: das Größte in der geistigen Welt geschieht ohne Bewußtsein vorher und leicht ohne eins nachher (Sel. 173). „Der Geist ist die Schatzkammer einer ganzen Welt, ein Abgrund vielfachen Seins."

γ) Auch die unbewußt schaffende und die organisch bauende Lebenskraft gehört hieher. Offenbar keinem Kreuzen, Wirbeln und Strudeln von elektrischen oder anderen unorganischen Kräften ist dieses Wirken zuzuschreiben, es müßte ja der ganze organische Kunstbau vorausgesetzt werden, um ihn zu benützen und zu beleben, ebensowenig den an sich unorganischen Theilen des Leibes, welche eben die Lebenskraft zu einem organischen Ganzen bändigt und ausgleicht und befreundet. Also bleibt nichts übrig für den Aufenthalt und Thron der Lebenskraft, als das große Reich des Unbewußten in der Seele selber.

Die Lebenskraft bringt Synthesen zu Stande, die dem Chemiker unmöglich sind, so z. B. schafft sie das Eisen im Menschenblut, das nach Menghini 2 Unzen, 7 Drachmen, 1 Skrupel ausmacht, aus anderen Stoffen; denn bloß eingenommenes Eisen geht unvermindert wieder ab und sogar in den Nährmitteln kommt es nur selten und zufällig in uns; ebenso ist es mit Soda, Schwefel und Ammonium (Musem 30).

Das Unbewußte aber muß nicht ewig unbewußt bleiben.

Jean Paul gibt Sel. 176 eine Perspektive der einstigen Erschließung dieses verdeckten Reichthums der Seele. Wie das Bewußte täglich zum Unbewußten werde, wie die Seele ohne Bewußtsein die Finger nach dem Generalbaß rege, ebenso gut könnten nicht bloß diese eroberten Plätze rückwärts, sondern sogar das ganze Reich des Unbewußten einmal als Reich des Bewußten erobert werden, und wir wissen nicht, wie weit die Besonnenheit steigen kann in höheren Verhältnissen, da sie ja in unseren niederen bekannten sich in den großen Unterschieden und Sprüngen von Wilden zu Weltweisen offenbart. Als Analogie führt er das Hellsehen der Somnambulen in entfernte Räume und weite Zukunft sowie in die dunkelsten Regionen der Kinderzeit hinab an. Man solle doch aus der Erhöhung, welche der Magnetismus der geistigen Welt der gemeinen Kranken gibt, Schlüsse machen und Hoffnungen, wie höhere Menschen, die ohne Magnetismus fast die Somnambüle erreichen, durch ihn sich höher steigern und verklären

würden, wenn zu den jetzigen Kräften die Entbindung für höhere käme“ [1]).

Wenn v. Koeber l. c. von einem „Princip des Unbewußten“, von einem „mystischen Durchbrechen der Schranken des natürlichen Daseins“ (als ob die geistigen Ideen und der Somnambulismus nicht auch natürlich wären), von einem „übersinnlichen Reich, das uns bloß durch Gefühle und Glauben (?) geoffenbart werden soll“, spricht und Hartmanns Unbewußtes sowie die θέωσις der Mystiker mit den Anschauungen des Dichters in Verbindung bringt, so liegt darin ein starkes Hinausgehen über den Sinn der Texte. Aus einem harmlosen poetischen Ausdruck will Koeber schließen: „In seiner Verehrung für das Unbewußte geht J. Paul so weit, trotz seines Theismus, es mit der Gottheit zu identificiren.“ Aus dem Theismus J. Pauls hätte Koeber vielmehr folgern sollen, daß jene Worte unmöglich den von ihm hineingedeuteten Sinn haben können. Selina 162 sagt er noch ausdrücklich: „Das Bewußtsein ist eigentlich das höchste Leben. So ist die Kunstmäßigkeit des blinden Lebens wieder nicht so viel als das bewußte Anschauen desselben“; und Museum 144: „das wahre (Tages-)Bewußtsein ist das wahrhaft Gottähnliche im organisirten Erdenkloß“ [2]). Mit Hartmann hat J. Paul nichts zu schaffen. Er bleibt beim Unbewußten stets in der Grenze des psychologischen Problems, kennt das Unbewußte nur als Grenzfall des seelischen Lebens und ist himmelweit entfernt von der ausschweifenden Idee, es als Weltprincip zu fassen. Speziell gegen die Weltseele sagt er noch Sel. 163: „Sogar wenn man ein allgemeines Leben, eine Weltseele annähme, die sich in einer gewissen organischen Verbindung bewußt wäre — jedoch aber sich selber wieder von ihrem Bewußtsein in einem fremden Individuum unterschiede, was eigentlich nicht denkbar , so müßte sie mitten in der Umgebung von

1) Museum 27 sagt der Verfasser, freilich nicht ohne einige stille Bosheit, er habe sich lange mit der Hoffnung getröstet, daß vielleicht ein Philosoph durch einen besonderen glücklichen Zufall für die Wissenschaft nervenschwach und kränklich genug werden würde, daß ihm nicht anders zu helfen wäre, als durch einen magnetischen Arzt; ein solcher Weltweise, dachte ich, würde, wenn zu seinem philosophischen Hellsehen noch das magnetische käme, uns alle Fragen, die man ihm in seinen Krisen vorlegen wollte, leichtlich lösen.

2) „Jedes Selbstbewußtsein ist höher und mächtiger als ein ganzes blindtaubes Spinoza-All (an Jacobi s. Dörings Biogr. J. P. 253), s. auch Mus. 72: „Nur der Gedanke an das Ich ist der Ankerplatz der Seele“. . . .

Licht und anderen Kräften ja auch wieder ein Bewußtsein sich erschaffen."

Der innere Reichthum der Seele ist auch nicht ein verdeckter fertiger Schatz von mysteriösen Kenntnissen, sondern nichts als die Summe unserer Kräfte und Anlagen, es ist der „ideale Preismensch" (in der Levana), den jeder in eigenartiger Weise mit auf die Welt bringt, der aber zum „harmonischen Maximum" erst ausgebildet werden muß. Das Unbewußte steht nur hoch als gottgeschaffene Natur, die entfaltete Natur steht wieder höher und in Gott ist nichts Unbewußtes, s. Selina 222. (Ausführlich in meinem Buch: „J. Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart" 1894, IV. Cap. Religion J. Pauls.)

Daß Jean Paul nicht, wie man gewöhnlich meint, Glaubensphilosoph im Sinne Hamanns und Jacobis war, sondern trotz vielfacher Berührung mit diesen Denkern die Einheitlichkeit der Erkenntniß streng festhielt, habe ich in meinem Hauptwerk Kap. II ausführlich gezeigt.

c) Selbstverständlich ist J. Paul Nativist in der Psychologie und Erkenntnißlehre: „Wie lernte das Kind unsere Sprache, wenn es nicht schon eine kann? Also muß die pantomimische Sprache gerade soviel bezeichnen wie die Ohrensprache. So oft ich einen Taubstummen zum Abendmahl gehen sehe, denk' ich daran, daß aller Unterricht nichts in den Menschen bringe, sondern nur das Dagewesene bezeichne und ordne. Die Kindesseele ist ihr eigner Zeichenmeister, der Sprachlehrer der Kolorist derselben (Hesperus 92) [1]).

---

1) Aehnlich Helmholtz (Vorträge und Reden I, 329): „Das Kind muß errathen, daß Laute Zeichen sein sollen und gleichzeitig muß die Bedeutung jedes einzelnen durch dieselbe Art von Induktion gefunden werden, wie die der Sinnesempfindungen". Preyer (Seele des Kindes, 3. Aufl. S. 348): Die Bildung von Vorstellungen ist nicht an die Erlernung von Wörtern gebunden, sondern nothwendige Vorbedingung für das Verstehen der ersten zu erlernenden Wörter.

Die starken Ausdrücke J. Pauls sind natürlich mit Berücksichtigung der poetischen Zuthat zu nehmen. Wie weit übrigens die Erfahrung oft die Erwartungen übertrifft, zeigt die Entwicklung der Laura Bridgeman, die blind und taubstumm geboren eigentlich nur das Gefühl als Wissensquelle hatte und eine so staunenswerthe Bildung namentlich auch in sittlich-religiöser Beziehung erreichte. Selina 165 wirft J. Paul das Problem auf: „Schneide dem Ich eines Goethe bei der Geburt Sehen, Hören, Riechen, Schmecken ab" (erinnert an Condillacs Statue), „nur nicht das Gefühl, doch wird sich ein Ich entwickeln, aber welches? Wie werden

„Schliefe nicht eine ganze religiöse Metaphysik träumend im Kinde, wie wären ihm denn überhaupt die inneren Anschauungen von Unendlichkeit, Gott, Ewigkeit, Heiligkeit anzugeben, da wir sie durch keine äußeren vermitteln können und nichts zu ihnen haben als das leere Wort, das sie nur erwecken, nicht erschaffen kann?"

d) Magnetismus (Museum 13—43). Einen starken Beweis für die Autokratie des Geistes erblickt J. Paul in dem magnetischen Hellsehen. J. Paul hat sich viel mit diesem Problem befaßt und seine eigne magnetische Kraft (auch in therapeutischer Beziehung) vielfach geübt (s. „Wahrheit aus Richters Leben" herausg. von Otto und Förster 8, 140; 8, 120).

J. Paul sieht in dem Phänomen des Magnetismus eine Steigerung des geistigen ja moralischen Habitus der Seele, daher er auch nie die Bezeichnung „thierischer", sondern immer „organischer Magnetismus" wählt, und tritt der Erklärung aus niederen Potenzen scharf entgegen.

So verwirft er 1. die Hypothese der Substitution des Sonnengeflechts an Stelle des Gehirns als Bewußtseinsorgan. Eine solche „Zwickmühle des Ueberschlagens bald des einen, bald des andern Systems gebe der Erklärung zu viel Spielraum der Willkür". Auch stehe damit in Widerspruch, daß der Magnetismus gerade die höheren Sinne am meisten steigere, während die Geschlechtssphäre keine Veränderung, mindestens keine Verstärkung erfahre. Stark hebt J. Paul das Fernbleiben jeder roheren Sinneserregung, den reinen Sinn der Hellseherinnen, die „die Gegenwart eines Unkeuschen, weit mehr als die jedes andern, sogar größeren Sünders peinigt", hervor (die autosuggestive Selina bekennt 119, daß dies Traumleben gleichsam eine Wiedergeburt des Herzens sei und sie frömmer und besser mache).

Noch weniger befriedigt J. Paul 2. die materialistische Erklärung aus der Ueberleitung oder andern Vertheilung des Nervengeistes durch die körperlichen Manipulationen des Streichens und Berührens. Denn erstens könnten diese wegfallen beim Magnetisiren aus der Ferne durch Blick oder bloßen Willen, andererseits sei

dann bloße Gefühlsempfindungen zu den Ideen des Gewissens u. s. w. stehen? J. Paul beantwortet die Frage nicht. Wie erfreut wäre er gewesen, wenn er die Geschichte des hochbegabten Mädchens gekannt hätte!

alles körperliche Beiwerk ohne Glaube und Vorsatz völlig nichtig. Endlich lasse diese Hypothese die Autosuggestion völlig im Dunkeln. Die Analogie mit dem physikalischen Magnetismus sei überhaupt nur eine entfernte, wie dies der Dichter S. 26, 27 näher darlegt.

Nur der Gedanke knüpfe die verschlungenen Fäden in Ordnung, daß der Wille, also der Geist, der wahre Archäus, die natura naturans des Magnetismus sei. Der Wille sei überhaupt die dunkelste, einfachste, zeitloseste Urkraft der Seele, der geistige Abgrund der Natur. „Der Wille bedarf, um sich zu steigern, nichts Aeußeres, sondern nur sich, eine wahre Schöpferthat“ [1]). Ganz fernab von jeder materialistischen Hypothese lägen schließlich die Phänomene des Einschauen in den eigenen und sogar fremden finstern Körperschacht, der Indikation von Heilmitteln, des zeitlichen Zurück- und Vorwärtsschauens, sowie des Schauens in ferne Räume.

So gewiß nun die Wunder des Magnetismus eine physische Entstehungsursache ausschlössen, so gewiß forderten sie ein sinnliches Medium. Der Magnetiseur wirkt nicht unmittelbar durch sein Denken; er bedarf einer leitenden Materie und sei es eines magnetischen Baquets.

Es ist überhaupt Grundgedanke J. Pauls, daß das Denken „nie körperlich isolirt sei [2]) (Sel. 178). Die Cohäsion zwischen Leib und

---

1) Von dieser Stelle, meint Koeber „fast mit Gewißheit“ annehmen zu dürfen, habe Schopenhauer die erste Anregung zu seinem System empfangen. Koeber ignorirt auch hier, daß J. Paul den „Willen“ nur als Attribut einer geistigen Individualität (als „Urkraft der **Seele**!“) kennt und gegen die Manier, Benennungen, die nur für Seelisches im Menschen Sinn haben, auf Außergeistiges zu übertragen, zeitlebens den stärksten Widerwillen besaß. Unmittelbar zuvor sagt er noch, daß „der Geist oder Wille überall wunderbar weit von der Materie abläge“; also überall Dualismus. Dem Schopenhauer'schen Willen war durch den Fichte'schen und Schellings Naturwillen so vorgearbeitet worden, daß Schopenhauer eigentlich nur die düstere, pessimistische Färbung hinzuzufügen brauchte. Diese aber ist dem lebensfreudigen Dichter sicher nicht schuld zu geben. Ist aber das Spezifische des Schopenhauer'schen Weltwillens nicht bei J. Paul zu finden, was soll dann die ganze Zusammenstellung? Ebenso gut wie J. Paul könnte Duns Scotus oder irgend ein anderer Voluntarist als Vorläufer Schopenhauers gelten.

2) Eigentlich sei die ganze Welt Leib, nicht bloß das Ohr, auch die Luft, da die Organe so gut ein Körper sind als irgend ein grober Gegenstand; daher könnten alle körperlichen Wesen die geistigen Empfindungen vermitteln, nicht nur die Nerven, und eine unverkörperte Seele sei darum nicht möglich, weil sie an Stelle des abgelösten Körpers alsdann das ganze materielle Universum als einen plumperen trüge. Hesperus 536.

Seele sei gerade da größer, wo Andere sie kleiner vermutheten: der größte Tiefsinn, die heiligsten Empfindungen, der höchste Aufschwung der Fantasie bedürfe gerade das wächserne Flugwerk des Körpers am meisten, wie auch die kommende Ermattung verbürge; sogar die moralische Kraft arbeite mit körperlichem Brech- und Handwerkszeug; damit sei dem Materialismus kein Zugeständniß eingeräumt, denn — „ist denn der Blitz der Wolkennebel in dem er wohnt, oder die Flamme die schwarze Kohle?" Gerade das sei das Wunder, daß der Unendliche auf dem Thierischen und Unreinen das Reinste und Heiligste wie auf Lohbeeten die zarteste weiße Blume zu ziehen wußte.

Für den magnetischen Rapport reichten aber offenbar die gewöhnlichen Verkehrsmittel der Sinnesorgane nicht aus. Wie kann die Clairvoyante mit geschlossenen Augen und abgewendetem Gesicht versiegelte Briefe lesen? Wie sieht sie das Körperinnere, das ganze Lebenstriebwerk mit seinem Adergeflecht, dem Gezweig der Nerven und des Gehirns? Wie dringt sie in weite Fernen und Zeiträume und gibt prophetische Orakel?

Es sei nicht ein dunkles Gemeingefühl, wie Kluge meint, welches von dem Sonnengeflecht ausgehe und dessen dunkle Regungen (auf schwachen Erinnerungen beruhend) die Magnetisirte für gegenwärtiges Sehen, Hören u. s. w. nehme. Dagegen sprächen die klaren, individuell umrissenen Gestalten, Worte, Farben, die überraschenden, völlig neuen Offenbarungen, die nie vorher gekannt waren.

Es müsse demnach eine andere Hörlehre und Optik geben als die gemeine und auf diese leite der Magnetismus, welcher dem Ich auf anderen Hebwerkzeugen als auf Luftwegen und Gehörknochen das Geistige zubringe. So kommt J. Paul zu der Hypothese eines Aetherleibs, welcher aus den magnetischen, elektrischen und galvanischen Kräften (die J. Paul als verschiedene Agentien aus einander hält) gebildet sei, gleichsam der feinste Extrakt der Materie. Dieser Aetherleib hat nach Selina 136 sogar ein ätherisches zweites Gehirn, das bloß vom schweren drückenden des Tages(gehirns) befreit zu sein braucht, damit es den feineren ätherischen Anregungen des Geistes folgsam sich bequeme. Dieser Aetherleib ist von der Seele selbst gebildet. „Warum will man die Seele als die höchste Kraft nicht als das stärkste Verbindungs- und Zersetzungsmittel der feineren, den tieferen Kräften unauflösbaren Stoffe annehmen? Wenn die Seele in Krankheiten schon

rohere Stoffe wie Blut und alle Absonderungen mit solcher Gewalt angreift, umarbeitet, umkocht — und zwar dies nur mittelbar auf dem Umweg durch Nerven — soll sie, da doch die mittelbare Reihe zuletzt mit einer unmittelbaren schließen muß, auf welche sie ohne Zwischenkräfte zuerst einwirkt, nicht die unmittelbaren am stärksten verändern, verwandeln, sich aneignen können?"

Nur stelle man sich den Aetherleib nicht mit grober Vergleichung vor, gleichsam als das letzte engste Seelenfutteral mit eingebohrten Sinnenlöchern für das eingesargte Ich! So wie Licht und jede Kraft, so muß eine organische Verschmelzung jener unorganischen Kräfte alle geometrischen Formen ausschließen. Sie wird unsern schweren Leib zugleich durchdringen und umschweben, wie eine weiche Flamme, welche den dunkeln Leibdocht umfließt und durchfließt. Oder in einem andern Gleichniß: Der Erdleib ist nur die Topferde, worin der Aetherleib als Blume wurzelnd außer ihren tieferen Säften auch Licht und Luft einsaugt.

Für den Aetherteib nimmt J. Paul nun eine sensible Atmosphäre an, um die magnetischen Erscheinungen zu erklären. Durch die Fühlweite dieser Atmosphäre wäre der Spielraum gegeben, in dem der magnetische Arzt und der Kranke wie in einem gemeinschaftlichen Körper lebten, so daß selbst eingenommene Arzneien gegenseitig wirkten. Auch das Weitschauen beschränke sich nach allen Erfahrungen auf lauter Menschen, welche entweder mit dem Magnetiseur oder dem Kranken durch Aetherbande verbunden seien. Wie man sonst im Leben der Wirklichkeit nachträume, könne die Hellseherin dann auch vorträumen, da sie der Weberin der Zukunft, der Gegenwart, näher und heller in ihren Webstuhl und in ihre Fäden hineinsehe. Nur das Vorschauen freier Handlungen macht J. Paul Bedenken. Hier verhält er sich skeptisch und will lieber Selbsttäuschung annehmen. Auch im Tod behalte die Seele den Aetherleib. Der Tod sei nichts als das Lostrennen der dicken steifen Borke des rohen Körpers von dem beweglichen Aetherleib. Wie die Schmetterlingspsyche eine Haut nach der anderen absprengt, und endlich mit dem schönbemalten Papillenkörper hervorbricht, so kann unsere Psyche den muskulösen, dann den nervösen Ueberzug ablösen und doch mit ätherisch glänzendem Gefieder steigen. (Ueber den Tod nach dem Tode, Anhang zu Dr. Katzenbergers Badereise S. 80).

J. Paul knüpft an diese Auffassung des Todes, an das Freiwerden des Aetherleibs, welcher nach dem Niederfallen des schweren

Nachtkleides der Erdnacht aus einem Seelenflor zum Brautkleid des Himmels werde, kühne Ausblicke ins zweite Leben:

„Wenn uns der irdische Magnetismus das erhebende Schauspiel von Seelenvereinen bloß durch ätherische Körpervereine gibt, wenn Arzt, Kranke und ferne Mitkranke ein liebender Aetherkreis einschließt und sie alle nur mit einer gemeinschaftlichen Seelenhülle empfinden und lieben, so dürfen wir wohl furchtsamkühn ahnen, wenn auch nicht schließen, daß hinter unserem schroffen Leben, das uns so hart und weit auseinanderhält und oft uns nur zur Wechselzerstückung einander nahe bringt, daß, sag' ich, künftig jenes unbegreiflich ätherische Medium, welches hier Einige zu einem höheren Lieben und Freuen verknüpft und ebenso gut Tausende ebenso verschwistern könnte, vielleicht als eine Atherhülle, als ein Weltkörper, eine aus tausend Seelen zusammengeflossene Weltseele umschließen und tragen könne" (Nus. 41).

Diese schon von Paracelsus, nach J. Paul von Daumer u. A. vertretene Theorie des Aether- oder Astralleibes (s. übrigens die εἴδωλα καμόντων Homers) ist in neuerer Zeit durch die spiritistische Bewegung wieder stark in Aufnahme gekommen.

e) Schlaf und Traum. Sel. 61 ff. und Kampanenthal 42 ff. betrachtet J. Paul die drei „Sonnenverfinsterungen" der Seele: Schlaf, die partiale, Alter, die ringförmige, und Tod, die totale, welche gewöhnlich als Instanzen gegen den Spiritualismus geltend gemacht werden. Alexander, der „Teufelsanwalt" des „Vernichtungsglaubens", ruft triumphirend aus:

„Die von der Saturnsense täglich niedergestreckten Menschenleiber, sind sie nicht ein Beweis der Ohnmacht des Menschen gegenüber dem Körper? Ist nicht der Schlaf ein tägliches Sterben? Der Traum kann keine Instanz dagegen geben, denn 1. ist er nicht immer da, 2. mit seinen Unsinnigkeiten und den Geist marternden und tyrannisirenden Tollheiten beweist er erst recht die Lehnsherrlichkeit des Körpers und der sinnlichen Erscheinungswelt über den Geist.

„Und das Alter mit seiner Stumpfheit, Vergeßlichkeit, Kälte und Trübsinn, ist es nicht ein unaufhörliches Erkranken und Einsinken in die Erde, wie in jenem Märchen, wo die Sterbenden Glied um Glied in den Kirchhof eintanzen? Wahrlich der Anblick eines gekrümmten Weltweisen, eines alten Newton, Kant, Linné, der unter seine eigenen Schüler herabgesunken, dieser geistigen und leiblichen Mumien, lebloſen

Selbstreliquiarien verflogener Kräfte, die unverständig und stammelnd mich anhören und nicht verstehen, schlägt mich weit mehr nieder als selbst der Anblick des Todes es vermöchte; denn der bloße Leichenkörper erinnert mich nicht mehr an den sich mit dem Leib bückenden Geist, dem ich freiere Verhältnisse leihen kann, und ein gestorbener Greis und ein gestorbener Jüngling sind sich gleich. Dazu kommt noch, daß die Meisten, denen der Geist im alternden Körper nicht unterging, Landleute, Mönche und solche waren, die auch im blühenden Körper den Geist nicht sonderlich anstrengten.

Gegen den Teufelsadvokaten erhebt sich nun die ganze streitende Kirche und J. Paul persönlich nimmt das Wort:

„Schlaf ist überall Lebensamme und Säemaschine neuer Kräfte. Schon von der Körperseite aus betrachtet ist er gesteigertes Leben, wie Pulsschlag, Verdauung, Wangenroth, Athem und am Besten die Schlußrechnung am Morgen beweisen im erneuerten Menschen. Er ist die stärkende Nilquelle des Gehirns, der erquickende Trank aus dem Lethebecher, ein Einsaugen frischen Nervengeistes“ (nicht der Descartesschen Lebensgeister, diese Erklärung verwirft J. Paul als zu roh: eher sei zu denken an ein ätherhaftes Einströmen analog dem magnetischen Heilschlaf). Durch die Polarität der magnetischen, elektrischen und galvanischen Materie will er auch die seltsame Erscheinung erklären, daß der Schlaf „unter verschiedenen Vätern wechsle“, indem sowohl erschöpfende Tortur als stärkender Wein, auslaugender Frost und überfüllende Hitze, strotzende Gesundheit wie lähmender Gram Schlaf erzeugen. So verwandle sich die anfängliche Begräbnißstätte der Schläferwelt in eine Kinderstube und Wiege besänftigter Leidenschaften, die aneinander gebauten Schlafkammern in Sennhütten und Klosterzellen der Tausende, die vor dem Entschlummern getobt oder gejammert oder gesündigt und nun wenigstens stillen Waffenstillstand geschlossen hätten.

Aber bedeutet das Einschlafen nicht die Waffenstreckung der geistigen Gewalt vor der körperlichen? Das gibt J. Paul mit Einschränkung zu. Gewiß gäbe der Eintritt der Seele in das wüste, unbändige Traumreich, wo sie alle moralische Freiheit an der Grenze hinter sich lassen muß, Zeugniß für den starken Einfluß des Körpers auf den Geist. Besonders das Einschlafen habe mit Sterben Aehnlichkeit: die Verdunklung der Sinne, das Erlöschen der Bewegungskräfte, das Stammeln und Irrereden (daher er [Brief u. bev. L. 51] den Schlaf

einen gelinden Nervenschlag nennt; daher auch Verlust des Gedächtnisses). Andererseits

1. sei aber der Schlaf doch eigentlich Restaurator des Seelenorgans; nicht der Körper, nicht einmal die Muskeln, sondern einzig das Gehirn brauche Schlaf; denn die unwillkürlichen Muskeln arbeiteten fort und die willkürlichen erholten sich durch Ruhe auch im wachen Zustand. (Siebenkäs 227 entwickelt J. Paul die teleologische Bedeutung des Schlafs sogar für den Geist: „Der menschliche Geist könne den Strom von Kenntnissen, der durch die ewige Dauer rinnt, nicht fassen, wenn er ihn nicht in Absätzen und Zwischenräumen trinke; den ewigen Tag, der unseren Geist blenden würde, zerlegen Johannisnächte, die wir bald Schlaf, bald Tod nennen, in Tageszeiten und fassen seinen Mittag in Morgen und Abend ein";)

2. sei die geistige Thätigkeit auch im Schlaf nicht gänzlich suspendirt:

α) Beim Einschlafen, vor Allem aber beim Erwachen, sei der Geist stark betheiligt: „Nur der Geist hat die Macht, seine Kräfte einzuhalten und aufzuschieben, sowie auch aufzurufen. Der Mensch, der einzuschlafen sich entschließt, sagt zu sich: Ich will jetzt weder Gedanken mehr fortbilden, noch Empfindungen anschauen, sondern mich und meinen entwaffneten geistigen Arm dem weltlichen des Körpers überlassen" (Mus. 134).

Also gleichsam ein freiwilliger Selbstmord des Geistes! „Die Allmacht des Willens erscheint vielleicht nicht stärker, wenn er dem schwachen Körper Riesenkräfte gibt, als wenn er durch seine Selbstabspannung den starken zum Schlaf entkräftet und betäubt". (Ebenso Briefe 2c. 49.)

Man möchte auf den ersten Blick in dieser Erklärung eine zu starke Betonung des geistigen Faktors auf Kosten der physiologisch-cerebralen Prozesse finden, aber auch Lotze und Ulrici, zwei so bedeutende Psychologen, sagen ähnlich: „Den gewöhnlichen Schlaf von der Erschöpfung der Centralorgane abzuleiten, die zur weiteren Erzeugung des Bewußtseins unfähig geworden seien, ist im höchsten Grad unwahrscheinlich für jeden, der sich erinnert, wie rasch im gesunden Körper und wo die Gewohnheit hinzukommt, der Schlummer unmittelbar auf den lebhaftesten Gebrauch aller geistigen Fähigkeiten folgen kann, und wie wenig, wo er zufällig unterbrochen wird, diese oder die zu Grund gelegte Kraft der Centralorgane sich wirklich erschöpft zeigt.

Viel überredender stellen sich die allmählich anwachsenden Gefühle der Ermüdung als Reize dar, die durch ihre abspannende Unlust die Freude und Theilnahme an der Fortübung des Gedankenganges schmälern, und ebenso gibt der schlaftrunken Erwachende kaum so sehr das Bild des Erschöpften, dessen Kräfte sich wieder sammeln als den eines Gebundenen, dessen Hemmungen allmählich sich lösen" (Lotze, Mikrokosmus 2. Aufl. I, S. 369).

Desgleichen Ulrici (Gott u. der Mensch I, 378): „Nicht bloß die sensiblen und motorischen Nerven, sondern auch die Seele scheint das Bedürfniß nach Schlaf zu haben. Wenn wir lange und viel mit äußeren Dingen uns beschäftigt haben und im Bewußtsein der Außenwelt aufgegangen sind, haben wir das Bedürfniß, uns von ihr abzuwenden und auf uns selbst zurückzuziehen. Dieser Zug der Seele correspondirt der Neigung des Nervensystems zum Schlaf."

Noch mehr ist das Wiedererwachen, „dieses tägliche Wunder", Werk des Geistes: „Der übernachtende Geist ringt nach Oeffnung der Welt und sucht durch willkürliche Bewegung der Körperglieder den Grabstein zu heben von seiner Gruft — endlich gelingt es, der Bühnenvorhang zwischen Geist und Außenwelt zerreißt, die Pforten sind aufgesprengt, das Bewußtsein erglänzt und alle Sinne stehen wieder offen" (Mus. 143).

Das anfänglich kraftlose Ringen, im Traum oder noch mehr unter dem Alpdrücken aufzuwachen oder ein Glied zu regen, beweist die Lähmung des Nervenschlags; aber die Heilung desselben durch den Willen (gleichsam wie durch Elektrisiren) wirft den Satz von Boerhaave um, daß jeder Schlaf ohne äußeres Aufrütteln ein ewiger sein würde (Briefe 2c. 53). Ueber das Wunder des Erwachens schreibt J. Paul an Jacobi: „Du bekommst ja nicht das Bewußtsein, weil Objekte es wecken oder bringen, sondern umgekehrt bemerkst Du diese durch jenes mir unbegreiflich erwachende Bewußtsein. Denn in einem Nu bist Du wach ohne Sinneseindrücke, die ja der Traum selber nur zu seinem Wahnsinn verarbeitet". 1. April 1800. (Dies ist natürlich zu schroff; die Wahrnehmung sistiert keineswegs völlig im Schlaf; s. unten S. 22.)

β) Thätig ist ferner der Geist im Traum.

Zwar ist der Dichter besonnen genug, den „erhabenen" (später noch von Schubert vertretenen) Irrthum Emanuels (im Hesperus), als könne

man aus dem Traum und der Unabhängigkeit des Geistes vom Körper darin auf die künftige nach dem Tod schließen — „im Traum stäube sich der innere Demant ab und sauge Licht aus einer schöneren Sonne ein" (Hesp. 518) — zurückzuweisen; der Traum im Gegentheil beweise mit seiner Zügellosigkeit sogar mehr als der Schlaf die Macht des Körpers über den Geist (Sel. 63); doch stünden den unsinnigen Träumen auch Träume voll Witz und Scharfsinn und Philosophie gegenüber und ein einziger geistreicher widerlege tausend geistlose und zeuge gegen die angebliche Entgeistigung durch den Schlaf. Ja im magnetischen Schlaf bildeten die geistvollen Träume sogar die Mehrzahl, nicht etwa der Träume, denn es gäbe hier gar keine sinnlosen, sondern die Mehrheit ähnlicher Gedanken im Wachen. Und selbst angenommen, die Schlafkammer sei eine Bedlamzelle, sei es ein Wunder, wenn der Mensch in der einsamen Welt des Traumes, wo er rein auf sich angewiesen, Schauspieldichter, Truppe, Maschinist, Bühnenmaler und Orchester und zuletzt das ganze Publikum sein solle, keine vernünftige Ordnung zu Stande bringe? Dazu gehört mehr Verstand, als man ins Bett hineinbringt. Sel. 70.

Der Traum sei unwillkürliche Dichtkunst (Briefe ꝛc. 54), und habe mit letzterer auch das gemein, daß er nicht farblose Abstraktion, sondern lebendige Anschauungsbilder liefere (s. Aus. 130, § 1, 2). Künstler hätten stets aus einer „im Traum oder vor dem Einschlafen oder in irgend einer anderen Rauschminute" geschauten Offenbarung ihre Götterbilder geschaffen, nie aus flachen, von der Erfahrung zusammengebettelten Vorstellungen zusammengeflickt. Daß speziell der Traum geniale Inspirationen geben könne, zeigt J. Paul aus Tartinis Teufelssonate, die dieser große Violinist nach einem Traum niederschrieb und, obwohl sein bestes Stück, so tief unter dem Gehörten fand, daß er seine Geige auf ewig zerschlagen wollte (Briefe ꝛc. 55). Der Traum schaffe wie im Gräßlichen, so auch im Schönen, weit über alle Erfahrungen hinaus und gebäre Himmel, Hölle und Erde zugleich. Er selbst habe im Traume Gesichter und besonders Augen geschaut, deren Himmelsreize er nie auf dem tiefen Erdboden der Wirklichkeit gesehen. Auch gebe der Traum den agirenden Personen in Shakespeareschen Weise die eigenthümlichste Sprache, die schärfsten Merkworte ihrer Natur ein.

(Wagners Meistersinger III. Akt:

S. „Mein Freund, das grad' ist Dichters Werk,
Daß er sein Träumen deut' und merk'.
Glaubt mir, des Menschen wahrster Wahn
Wird ihm im Traume aufgethan:
All Dichtkunst und Poeterei
Ist nichts als Wahrtraumsdeuterei.
— — — — — — — — — —

W. Dann wärs nicht Traum, doch Dichterei?
S. Sind Freunde beid', stehn gern sich bei.)

„Mancher Kopf würde uns mehr mit seinen Träumen als seinem Denken belehren, mancher Dichter mit seinen wirklichen Träumen als mit seinen gedachten uns ergötzen, so wie der seichteste Kopf, wenn er in eine Irrenanstalt gebracht wird, eine Prophetenschule für einen Weltweisen sein kann." Mus. 128.

J. Paul gibt Briefe 2c. S. 54 Beispiele von seinem im Traum geübten Scharfsinn. Seine starke Selbstreflexion befähigte ihn in seinen Träumen zu erkennen, daß er träume (s. Mus. l. c. § 5 die Wahlträume). So (Wahrheit aus J. P. Richters Leben 2, 105—126) 13. April 1806: „Ich hörte mich schnarchen und suchte in meinem Traum wirklich schweben zu bleiben. Du mußt, sagte ich, auf weiße Flächen sehen, so wird der Traum wieder hell und stark." 2. Dezember 1817: „Ich fand mich in einem entschieden klaren Bewußtsein des Wachens" (im Traum!) „zwickte mich sogar, indem ich im Traum selber diese falsche Wachprobe tadelte und fühlte es — da erwachte ich."

Kein Dichter hat so viel geträumt[1]), so viele Studien über den Traum gemacht und den Traum, die Vision so viel in seinen Schöpfungen verwerthet als J. Paul. Er hatte zeitlebens besondere Vorliebe für die Grenzgebiete des seelischen Lebens. Darum sind auch seine Untersuchungen voll der feinsten psychologischen Blicke, die von der schärfsten Beobachtung Zeugniß ablegen: so schon im Anfang der Erörterung Mus. 128 die genaue Unterscheidung der Empfindbilder des Traumes von geistigen Vorstellungen (im Meyer'schen Konversationslexikon ist die alte Platner'sche Hypothese neuerdings wieder aufgewärmt; der Artikel „Traum" enthält hier überhaupt haarsträubende Behauptungen); ferner über die dramatische Ausmalung einer Empfindung (daher die scheinbare Länge des Traumes), über die kleinen „Kelchberaubungen" des

1) Auch Halluzinationen hatte J. Paul (Mus. 133, Anm.).

Traumes („Wenn wir im äffenden Widerschein des Lebens längst zerfallene Hände fassen, wenn uns wieder ein warmes helles Auge aus der Aschenhöhle anblickt, warum verbirgt uns die feindselige Vergeßlichkeit des Traumes, daß es gestorbene Geliebte sind?“ [Brief 51]), daß wir uns wohl in die Kinderzeit zurück, aber nicht ins Greisenalter hinausträumen (weil Träume Nachbilder des Lebens), daß bloße Vorstellungen vom Hörensagen ohne erlebte Anschauungen nie als Empfindbilder im Traum auftreten, daher z. B. große Männer oder geliebte Wesen, nach deren Anblick das Herz jahrelang dürstet, uns nicht durch den Traum ihre Bilder schicken (daher keusche Menschen auch stets keusche Träume haben. Aus. 151); daß jede Vergrößerung oder Verringerung — den wankenden Spiegelungen der Traumwelt entsprechend — unaufhörlich wächst (wer z. B. Geld im Traume findet, wird immer mehr zu finden fortträumen; wem ein Uhrglas zerbricht, dem wird die Uhr immer schadhafter auseinander fallen 146); daß Frauen zusammenhängender träumen (Sel. 70) u. s. w. Schön ist die Erklärung bezüglich der Fragen und Antworten im Traum, und die Bemerkung: listig lasse der Träumer, wenn er einen Gedanken nicht finden kann, das antwortende Empfindbild zu leise werden oder schweigen oder abgehen (Aus. 149); ebenso die Bemerkung, daß die Traumbilder eben wegen des fehlenden Metallreizes der sinnlichen Anschauungen ein Wachen voraussetzen (Briefe 53). Traum ist „Mondschein des Gehirns“ (Addison). Jean Paul glaubt sogar die Träume zum Studium des unwillkürlichen Vorstellungsprozesses verwerthen zu können[1]) (Briefe 2c. 56).

Während der Dichter früher (Briefe 51, Aus. 145) den eigentlichen Schlaf für bewußtlos hielt und in den Träumen nur die helleren Einsäumungen desselben sieht, nämlich die „ersten Blüthen des vom Schlafthau benetzten“ und die „Morgenblumen des erfrischten Gehirns“, (ähnlich wie das eigentlich thätige Leben zwischen den Kinderträumen der Jugend und des Alters läge), bekennt er sich Sel. 71 zur gegentheiligen Ansicht:

1) Denselben Gedanken hat später Tieck (Kritische Schriften 1, S. 43) bei Besprechung von Shakespeares Behandlung des Wunderbaren näher ausgeführt: „Der Psychologe und der Dichter können ganz ohne Zweifel ihre Erfahrungen sehr erweitern, wenn sie dem Gang der Träume nachforschen: hier läßt sich gewiß oft der Grund entdecken, warum manche Ideenkombinationen so heftig auf die Gemüther wirken; der Dichter kann hier am leichtesten bemerken, wie sich eine Menge von Vorstellungen aneinander reihen, um eine wunderbare, unerwartete Wirkung hervorzubringen u. s. w.

„Wir träumen allzeit, ein vollendeter Wirkstillstand des geistigen Theils wäre halber Tod und ihm müßte der verknüpfte körperliche nachsterben. Unser späteres Vergessen spräche nicht dagegen, da ja die hellsten und lebendigsten Träume der Hellseherinnen, ja die Handlungen der Somnambulen für die Erinnerung entschwänden." Ebenso Sel. 173: „Was der Geist im Mittelzustand zwischen beiden Träumen ausübt und dichtet und denkt, erreicht so wenig den äußeren Kreis der Erinnerung als die innere Weltgeschichte einer Hellseherin."

„Auf den langen Traum des Lebens sind die bunten kleinen Träume der Nacht wie Phantasieblumen gestickt" (Wuz 385).

f) Ebensowenig wie der Schlaf sind Alter und Tod Zeugnisse gegen die Selbstständigkeit und Substanzialität des Geistes. Den schwachen und hinfälligen Greisen stehen andere mit bewunderungswürdiger Frische des Geistes gegnüber. Nur ein enges Herz wächst nicht, ein weites wird größer; jenes verengen die Jahre, dieses dehnen sie aus. Wer im Alter die Liebe vermissen kann, hatte in der Jugend die rechte nicht. Ist es denn so lächerlich, wenn ein verältetes Auge seelenvoll blickt und die Erinnerung alter Frühlinge errathen läßt? Nur Gedächtniß, Witz, Scharfsinn, Phantasie kann sich im Alter nicht verjüngen, aber das Herz vermag es und damit ihrs glaubt, denkt an Dichterherzen, die noch in ihrem Herbst und Winter blühen, wie Klopstock, Herder, Gleim, Wieland, Rousseau! Nur zwei Täuschungen hat der Mensch leicht, 1. daß er die Ruhe im Empfinden für Kälte ansieht, 2. daß er meint, daß die Empfindungen für Natur, Kunst und Herz erlahmen, bloß weil sie von den Gegenständen der früheren Jahre schwächer ergriffen werden. Denken wir an den alten Fibel, an den Pfarrer Gottreich Hartmann im Dörfchen Heim („Erinnerungen aus den schönsten Stunden für die letzten" [Blumine 245 ff.]) und wir werden J. Paul nicht bloß als den ewig „juvenilen Dichter der Jugend" und Kindheit, wie er oft genannt wird, sondern auch speziell als den Dichter der Jugend im Alter bezeichnen dürfen, der mit Recht über die Kunst „immer 'heiter zu sein" schreiben konnte. Mus. 84. S. auch die herrliche Skizze „über das Immergrün unserer Gefühle" (Vermischte Schr. 97 ff.).

Ueber den Tod endlich hat J. Paul eine der gewöhnlichen diametral entgegenstehende originelle Ansicht. Er hält ihn nämlich statt für eine Verkümmerung und Ertödtung geradezu für eine Steigerung

des geistigen Lebens. Mit der Loslösung von der Puppenhülse des niedern Erdenleibs trete der Geist in ein höheres Dasein und zwar schon während der nur scheinbar schmerzlichen Todeswehen. Der Tod sei Naturextase analog dem magnetischen Schlaf (Nus. 38). Die furchtbaren Krisen im organischen Körper, das Zernagen und Entwurzeln der physischen Basis macht ihn hierin nicht irre. J. Pauls schroffer Dualismus hält Seele und Leib, ferner Erdenleib und Aetherhülle, das Grubenkleid und den Isisschleier des Geistes, die ja stets auf gegenseitige Kosten leben, in scharfem Gegensatz.

Geist und Körper seien im Widerstreit, so daß nicht nur die volle Gesundheit des Wilden, also die Festigkeit der Erdhülle[1]), sondern sogar die wiederhergestellte Gesundheit der Hellseher in die Leuchtkraft der ätherischen einwölke und erdrücke, gleichwie andererseits Gelehrsamkeit, Phantasie, Tiefsinn der Gesundheit schädlich sei. „Die Seele ist eine lebendige Flamme, die sich vom Körper nährt" Sel. 162. Dr. Katzenberger, Anh. S. 225, wagt er sogar den Ausspruch: „Ist nicht alles rechte geistige Leben eine vergiftete Hostie für den Leib?" Ebenso Sel. 164. Kampanerthal 50: „Jeder Erkenntnißbaum ist ein Giftbaum, jede Verfeinerung langsame Kelchvergiftung". Siebenkäs 260 schränkt er dies (freilich auch hier übertrieben) auf hervorragende Geisteskräfte ein.

(Daß geistige Thätigkeit geradezu zur Hygiene auch des Körpers gehört, entsprechend dem antiken: mens sana in corpore sano, ist J. Paul nicht klar bewußt. Viel treffender ist bezüglich der dichterischen Thätigkeit Goethes Ausspruch: „Es ist unglaublich, wie viel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. . . . Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben" (Eckermann II, 202)[2]). Wenn man das Temperament und die Produktionsweise der beiden Dichter vergleicht, wird man freilich die Divergenz der Anschauungen begreiflich finden.

Sogar die Thatsache, daß manche Gifte — tödtlich für den thierischen Organismus — den Geist „zur Wonne und zur Kraft überspannen", verwerthet J. Paul für seine Anschauung.

So sei der Tod eben nur zu viel Opium, d. h. für den Erdleib zu viel Schlaf und Gift zugleich. Uebrigens wecke der Tod oft

1) „Beleibtheit ist Wolke der Seele".

2) „Goethe sagte, er könne sechs Monate seine Arbeiten vorher sagen, weil er sich zu seinen Stimmungen durch geschickte leibliche Diätetik vorbereite." Aus einem ungedruckten Brief J. Pauls an Otto 30. Aug. 98.

lange schlummernde und darniederliegende Kräfte. „Zungengelähmte bekamen kurz vor dem Tode Sprache wieder, Arm- und Fußlahme Bewegung, Wahnsinnige Verstand. Das Wonne- und Glanzgefühl der Hellsehenden ist häufig auf das sterbende Antlitz gemalt, Jakob Böhme umflossen höhere Sphärentöne, Klopstock sah die vorangegangene Geliebte, Herder rief entzückt: „Wie wird mir!" Jean Paul bemüht sich, das Vorurtheil zu zerstreuen, als wären die Zuckungen des sterbenden Körpers Ausdruck gewaltigen Schmerzes; was die rauhe Sprache Todeskampf nenne, — der nur ein äußeres ungefühltes Muskelzucken sei, schließe das innere, selige Zerfließen nicht aus, womit sich die Seelen vom Leben lösten und welches so oft seine Spuren als Verklärung auf den Gesichtern edler Hingeschiedener hinterlasse. (An Elise von der Recke, Wahrheit ꝛc. 8, 298.) „Der Tod bleicht die Antlitzrosen schöner als der Jammer" Sel. 191.

An unzähligen Stellen hat der Dichter die Schönheit, ja Heiligkeit des Todes zum Gegenstand der Schilderung gemacht; eine „Sakristei" sei das Sterbezimmer (uns. Loge 233), „Leben ist Tod, Tod Erlösung" (Hesp. 400), „Moses starb, weil Gott ihn küßte" (Hesp. 68) (s. Tod des Engels 41). Wiederholt verwerthet er die schöne Allegorie von dem Christusbild, das beim Herannahen einer Flintenkugel den Kopf neigte, so daß sie nur die Dornenkrone mitnahm. Etwas Lächerlicheres als die Furcht zu sterben, sei höchstens noch die Furcht zu leben (der Pessimismus). Der auf dem Todbett liege, habe mehr Trost als der unten am Bett stehe (Hesp. 400). Der Tod verkläre ein ganzes Leben (s. „das unwillkürliche Heiligsprechen der Verstorbenen durch den Tod", Sel. 208—14). Besonders rührend sei das Kindersterben (s. Fixlein 51, Siebenkäs 264, Komet 94).

So weiß der Optimismus J. Pauls sogar dem Tod die grinsende Larve zu nehmen, den gefürchtesten Moment des Lebens zu einem weihevollen Verklärungsabend desselben, zum wonnevollen Erwachen nach dem „schweren Schlaftrunk des irdischen Daseins" zu gestalten, wie ja auch Geistererscheinungen, gleichsam als Boten des Himmels, in der Sterbestunde am häufigsten und unleugbarsten seien. (Dr. Katzenbergers Badereise I, 99 Anh. V Tod nach dem Tod.)

So weit ging selbst das Christenthum nicht! Wenn hier auch mors janua vitae, so bleibt er doch, wenigstens für den gewöhnlichen, selbst tugendhaften Menschen ein peinvoller Durchgang, der Sold der Sünde,

die schmerzlich zu zahlende Buße. J. Paul aber beatificirt und verklärt diese Stunde, ja macht sie zur seligsten des Lebens! So wird das Sterben „zu einem Genesen und das hohle harte Grab zu einem vollen wogenden Hafen des Abschiffens und so wie dem Schiffer die neue Welt beim ersten Anblick nur als ein dunkler Streif am Horizont erscheint, so ruht die neue Jenseitwelt vor dem brechenden Auge nur als eine Wolke, bis sie durch Annähern sich zu Palmen und Blumen entwickelt" (Mus. 39). Welch ein Licht wirft die sonnenhafte Lebensanschauung des Dichters auf den Charakter des liebenswürdigen Mannes!

g) Daß Jean Paul energischer Vertreter der *Freiheit des Willens* war braucht nach dem Vorausgegangenen eigentlich nicht mehr bewiesen zu werden. Beinahe jede Seite übrigens seiner Werke legt Zeugniß von dieser seiner Ueberzeugung ab. J. Paul versteht Willensfreiheit als *Wahlfreiheit*, gleich entfernt von jedem psychologischen wie physischen Determinismus, ja sogar als Fähigkeit, *von selbst anfangen* zu können (natürlich nicht im Sinne von absoluter Indifferenz).

„Ist der Mensch nicht frei, so ist die Moral für ihn keine Richtschnur, sondern bloß für das Wesen, das ihn mit seinem Geh- und Schlagwerk zusammensetzte, sowie nicht die neuen Rechenmaschinen dem Rechenbuch gehorchen, sondern die Herrn Hahn und Müller, ihre Baumeister." (Teufelspapiere 223.)

„Fühlen wir uns abhängig, so muß etwas in uns sein, das sich unabhängig fühlt, weil wir sonst den Begriff „abhängig" nicht hätten. Mithin ist eine Art Schöpfer in jedem Geschöpf." (Förster, Denkwürdigkeiten aus J. Pauls Leben IV, 123.)

„Wenn die Vernunft die Leidenschaft regiert, wer regiert dann jene? Woher bekommt sie die Kraft, die sie nicht bei allen Menschen hat? Wenn immerfort Ideen aufeinander folgen und mithin ohne Zuthun der Seele, wie kann sie sie freiwillig erregen?" (l. c. IV, 126.)

„Zu jeder Nothwendigkeit fordern wir etwas Fremdes, das nöthigt, die Freiheit hingegen setzt weder fremdes Nöthigen noch fremdes Freisein voraus, sondern nur sich. Selber der Alles durch Ursachen begründende Leugner der Freiheit nimmt wider Wissen im Schicksal oder in der ersten Urnothwendigkeit etwas von Gründen Unbedingtes als Freiheit an" (Mus. 68).

„Die Vereinigung beider Naturen in Christus ist nicht wunderbarer als die Erscheinung der Freiheit in der endlichen Natur." (Kleine Bücherschau S. 137, zu Koeppens „Darstellung des Wesens der Philosophie".)

Jean Paul geht aber noch weiter, er vindizirt dem Willen als der Centralkraft des Geistes sogar eine ideenschaffende Macht. (Noch übertrumpft wird dieser Gedanke durch den einer direkten Erschaffung der Kindesseele durch die Eltern; s. unten k.)

„Der geistige Bildungstrieb, der höher als der körperliche nach und durch Willen schafft, nämlich die neuen Ideen aus den alten, ist das Abzeichen des Menschen. Kein (freies) Wollen bedingt die Vorstellungsreihe des Thieres" (Levana 260).

„Der Mensch ist als Geist ein Doppelschöpfer, der seiner Gedanken, der seiner Entschlüsse. Nur er vermag sich selber eine Richtung zu ertheilen, indeß alle Körper eine nur erhalten. Er kann sagen und es durchsetzen: „Ich will über etwas nachdenken". Aber was heißt dies anders, als Gedanken erschaffen wollen, die man voraussieht, weil man sie sonst nicht wollen und regeln könnte, und welche man doch nicht hat, weil man sie sonst nicht zu erschaffen brauchte?" Mus. 68.

[Hier geht J. Paul zu weit. So groß die Macht des Willens bezüglich der Erkenntnißthätigkeit ist, so kann er sie doch nur indirekt üben, er kann nicht schaffen, nur antreiben und hindern. Schopenhauer vergleicht daher den Willen treffend mit einem constitutionellen König, der die Beschlüsse des Reichstags und Ministerraths sanktionirt oder ablehnt. So herrscht auch der Wille constitutionell durch Verstandesthätigkeit. Die Neigung vermag nur die Gründe zu verdrehen, nicht sie zu bilden. Erst durch Aufmerksamkeit, dann durch Ausschließen einzelner Vorstellungen erreicht sie ihren Zweck: die Gründe, die dem gewünschten Schluß günstig sind, breiten sich über das Gesichtsfeld des Bewußtseins, während die gegentheiligen in eine Ecke zurück- und zusammengedrängt werden. „Eubulides ersann sieben Trugschlüsse, jede Leidenschaft 7×7," sagt J. Paul. So ist freilich richtig, was J. Paul (Hesperus 391) sagt: „Die moralische Freiheit wirkt so gut auf unsere Meinungen als auf unsere Thaten, und trotz der Entscheidungsgründe beim Verstand und trotz der Beweggründe beim Willen wählt der Mensch immer sowohl sein System als sein Thun". Daher lobte er das Diktum

Fichtes: „Welche Philosophie man wählt, kommt darauf an, was man für ein Mensch ist".]

Der Wille ist nach J. Paul überhaupt geistiger als das Denken, denn alle Vorstellungen seien mit körperlicher Begleitung und Bedingung verknüpft, aber „den Willen, der jene erst schafft, find' ich von keiner bestimmten Körperlichkeit bedungen, wenn ich ihn weder mit Begehren noch Handeln vermengen will. Der Wille bedarf, um sich zu steigern, nichts Aeußeres, sondern nur sich, eine wahre Schöpferthat. Er kennt auch keinen äußeren Widerstand; denn der Wille ist schon vollendet, noch eh' ein Widerstand eintritt, der ihm die körperliche Erscheinung im Handeln wehrt". (Nus. 31.)

Sogar auf die vegetativen Prozesse des Organismus greife der Wille über, daher manche ihren Herzschlag in Gewalt bekämen und regeln könnten (Nus. 33) (s. oben Einschlafen und Erwachen). „Wir geben zu wenig acht, wie der innere Mensch sogar den äußeren bändigt und formt, wie z. B. Grundsätze den zornfähigen Körper, der nach der Physiologie von Woche zu Woche heftiger brennen müßte, allmählich kühlen und löschen" (Kampanerthal 42). So kann die Seele, wie einerseits Gift, doch wieder auch Arznei des Körpers werden; wie sie mit einem Trauergedanken das ganze Nervensystem wie mit einem Gifttropfen entkräftet, so genügt andererseits in lähmenden Stimmungen, wo das Gehirn gleichsam paralytisch und jede Fiber eingerostet und verquollen ist und der Geist Fußblöcke schleppt, ein energischer Entschluß, eine frappante Idee und das geistige Repetirwerk ist wieder im Gang. Der Geist ist das einzige Perpetuum mobile, eine Uhr, die sich selbst aufzieht (Kamp. 43).

Das ist die Größe des Geistes, daß „das Ich die grimmigsten Geisterleiden, die glühendsten Geisterfreuden unversehrt ausdauert, ja sich darin noch heller empfindet, indeß der Leib unter großen Körperschmerzen und -Reizen auseinander bricht; so gleichen Seelen den Irrlichtern, welche im Sturm und Regenwetter sich unerloschen bewegen (Herbst-Blumine 257).

„Wie kann der Mensch klein sein oder sich klein dünken, der die Tiefen seines Innern kennt und mißt?" (Verm. Schr. 70).

h) Seinen von der Materie wesensverschiedenen Charakter zeigt der Geist endlich darin, daß er Neues schafft; (schon Pythagoras nennt die Seele ἀριθμὸς αὔξων ἑαυτόν. Eucken, Grundbegriffe 110), während

im materiellen Gebiet Constanz der Kraft und Aequivalenz zwischen Ursache und Wirkung herrscht. Diese Neugestaltung findet auch auf den Geist selbst Anwendung.

„Wer nun behaupten muß, daß so viele tausend Gedanken und Bestrebungen im Ich selber etwas geändert und gebessert haben, der kann diese verstärkte Kraft nicht untergehen lassen." (Sel. 166.) (Beweis für die Unsterblichkeit.) Weitläufig hat J. Paul diese Seite der geistigen Energetik namentlich für das künstlerische Schaffen ausgeführt; daher auch nur der Mensch eine Geschichte, einen Kulturfortschritt habe (s. Wundts „Wachsthum der geistigen Energie durch Heterogenie der Zwecke", welches Prinzip in so seltsamem Widerspruch mit seinem psychologischen Determinismus steht. Der Wille hat bei Wundt die Kraft der Neuschöpfung, die weit geringere der Wahl soll er nicht haben!).

i) Einmal spricht J. Paul von dem „leeren, flachen, nichtsbeweisenden Ausspruch Lockes: ob nicht wenigstens Gott der Materie Denkkraft geben könne?" (Vermischte Schr. 56). (Die Frage ist übrigens schon von Gassendi gegen Descartes (s. respons. VI, 10) aufgeworfen worden).

Weiter spricht sich J. Paul nicht darüber aus. Es liegt dieser Frage die heutzutage (seit Kant-Spinoza) so beliebte Anschauung (z. B. Wundts, Fechners) zu Grunde, als könnte „dasjenige Etwas, was unsern Sinn so affizirt, daß er die Vorstellungen von Raum, Materie, Gestalt 2c. bekommt, als Noumenon (oder besser als transscendentaler Gegenstand) betrachtet doch auch zugleich das Subjekt unserer Gedanken sein. Auf solche Weise würde dasselbe was in einer Beziehung körperlich heißt, in einer andern zugleich ein denkendes Wesen sein." Kant, Kritik d. reinen Vernunft II, 2, 2, 2. Paralogismus, Kehrbach S. 305. 306) (bei Spinoza ist der Raum real, bei Kant ideal).

Gegen dieses Taschenspielerkunststück, zwei Dinge identisch zu setzen, die nur als diverse begriffen werden können und so durch einen Machtspruch ein Problem aus der Welt zu schaffen, statt es zu lösen, hat namentlich Lotze in seiner Metaphysik 483 ff. Treffendes gesagt. Ebenso Eucken (Grundbegriffe V. Monism. — Dualismus).

Trotz seines Dualismus und trotzdem der Körper ausdrücklich überall als bewußtlos bezeichnet wird, z. B. Levana 30 oben, Sel.

222: ist J. Paul doch einer vergeistigten Auffassung der Körperwelt in Leibniz'schem Sinn günstig gesinnt. So Sel. 174: „Der sog. Körper ist ein System von Kräften, die darum nicht weniger geistig sind, weil sie unserm Geist als Empfindung und Ausdehnung erscheinen. Nur Kräfte fließen auf Kräfte ein." Und Sel. 78: „Alles ist Geist, nur verschiedener", wobei nur das Attribut „verschiedener" nicht übersehen werden darf. Interessant ist folgende Stelle, die ich in dem Brouillon zur Selina (auf der Münchener Staatsbibliothek) gefunden habe, die aber in die Selina nicht aufgenommen wurde, weil J. Paul über das Verhältniß von Seele und Leib: „anderswo und länger" sprechen wollte. Die Stelle lautet: „Ich wollte zeigen, daß die Seele in ihrem Bund mit dem Körper die Wunder thue, die man diesem zuschreibt, und daß dieser selber nur als ein Kräfte-, Monaden- oder Seelenverein auf sie wirke, so daß der Mensch, nur in einem vernünftigeren Sinn dem Riesenmenschen ähnlich sei, der nach Swedenborg die drei Himmel vorstellt und dessen Haupt aus hohen Geistern sich zusammensetzt und dessen Glieder abwärts aus immer tieferen bestehen."

k) In der Levana S. 52 (§ 59) spricht J. Paul sogar die Idee einer Erschaffung der Geister durch den menschlichen Willen bei der Zeugung aus. „Will man nicht annehmen, daß jener Ich-Funke unter der Empfängniß aus den Sternen durch Wolken herabfliege, so muß er entweder gerade in der Sekunde, wo er die menschliche Hülle anzog, eine vom Lebenslauf des Vaters oder der Mutter gesponnene Vorhülle abwerfen, oder er wurde wie Gedanke und Bewegung von Seelen erzeugt." Erschaffung von Geister wäre nicht schwerer zu begreifen als Erschaffung der Gedanken durch Geister oder irgend eine Veränderung überhaupt.) [Eine Erschaffung durch Gott scheint für J. Paul gar nicht in Betracht zu kommen. Eine ähnliche Form dieses Traducianismus hat neuerdings Frohschammer aufgestellt. (Uebrigens steht unmittelbar vorher in der Hempel'schen Ausgabe der sinnstörende Druckfehler: „Die geistige Ungleichheit der Wesen ist ein (statt kein) bloßes Produkt der körperlichen).]

Einen direkten Einfluß psychischer Zustände des Mutterorganismus auf das „vor der Weltpforte schlafende Kind" verwirft J. Paul, ebenso einen solchen der Ammenmilch. (Levana § 40, S. 53). Hier kommt der Dualismus zum scharfen Durchbruch.

l) Die Frage nach dem Sitz der Seele erklärt J. Paul für eine der unsinnigsten, als ob die Seele mehr im Gehirn als in der Ferse säße, die sie fühlt. (Sel. 165.) „Lieber wollt' ich die Seele doch ins feinste Honiggefäß der Sinnen, in die Augen verlegen, als ins unempfindlichere Gehirn, wenn ich nicht überhaupt glaubte, daß sie wie eine Hamadryade jedes Nervenästchen dieser Thierpflanze bewohne und wärme und rege. Der unterbundene oder durchschnittene Nerv bringt zwar keine Empfindung mehr zu, aber nicht wegen unterbrochenem Zusammenhang mit der Seele und ihrer Wohngehirnkammer, sondern weil ihr der nährende Lebensgeist abgeschnitten ist." (Hesper. 536.)

Nur die nach außen gewandten Nervenendungen spiegeln dem Geist die Rafaels-Gemälde, die Mozarts-Tonstücke, kurz das Sinnen-All oder die äußere Schöpfung vor. Denn daß der Geist nicht etwa auf der Augennetzhaut nistе, beweist er leicht dadurch, daß er ganz ebenso gewiß blind wird wenn bloß die Augennerven zerquetscht und verletzt werden, als wenn die Kunstanfänge derselben in diesen Fall kommen. Ueberhaupt nur gegen außen herrscht die Verschiedenheit; im Innern des Menschen ist Alles Eintracht und Einfachheit; Gehirn und Rückenmark und Nerven leisten ohne besondere Uniform die verschiedenen Dienste bei der Seele, welche bald phantasirt, bald abstrahirt, Leidenschaften hat und die Muskeln anstrengt. So gibts nirgend so viele freundschaftliche Vikariate in der Noth als im Körper. (Funktionelle Indifferenz der Nerven gegenüber Müllers spezifische Energie). Sel. 80.

III. Speziellere psychologische Untersuchungen.

m) Noch zu erwähnen wäre in psychologischer Beziehung das Verhältniß zwischen Einbildungskraft und Erinnerungsvermögen (Spazier, Biographie J. Pauls I, 143, Wahrheit ꝛc. 3, 76. Spazier tadelt gerade das, worin der Fortschritt und das Verdienst J. Pauls liegt.). Beides sind nach J. Paul nicht verschiedene Vermögen. Erinnerung sei nichts als Bemerkung der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der gegenwärtigen Sache mit dem Bild in der Seele. Jeder Gedächtnißakt sei ein Urtheil. Die Einbildung unterscheide sich nur dadurch von der Erinnerung, daß sie nicht darauf achte, ob eine Vorstellung schon da war, sie nähme keine Rücksicht auf die Zeit, daher der Einwand, jemand habe viel Gedächtniß und wenig Einbildungskraft keiner sei; dasselbe Vermögen könne die Seele an dem einen Objekt (für das sie sich interessirt) üben, bei

dem anderen ungebraucht lassen. Der habe das stärkste Gedächtniß, der gegen Alles am reizbarsten sei. (Dies ist nicht das Einzige, was Herbart von J. Paul entnommen.)[1])

Von Einbildungskraft unterscheidet J. Paul scharf die schöpferische Bildungskraft oder Phantasie (s. Vorschule zur Aesthetik II. Progr. § 6, 7.)

n) Obwohl J. Paul im Willen die Centralkraft des Geistes erblickt, ist er doch gegen die „Indifferenzmethode der Philosophen", ein geräumiges, vorn und hinten offenes Wort zu ersinnen, in das alles gesteckt wird. Das heiße das Gold der Wirklichkeit breit schlagen, um es durchsichtig zu machen. (Briefe u. bevorst. L. 89.) Daher tadelt er auch Herbart (Sel. 81), der die Seelenvermögen verwarf. Bei einem durchaus einfachen Wesen sei Verschiedenheit der Zustände undenklich.

o) In ihrer Kürze schlagend ist auch die Widerlegung der (später von Johannes Müller gegebenen) Erklärung des aufrecht Sehens: „daß eben, weil sich im Auge alle Gegenstände umwenden, also auch wir uns mit, wir nichts von einem Umkehren spüren könnten."

J. Paul läßt durch Graf Klothar entgegnen: „Warum wird denn das einzige Bild im Auge nicht mit umgekehrt? Warum prüfen operirte Blinde nichts verkehrt? Was hat denn das Hautbildchen mit dem inneren Bild zu thun? Warum fragt man nicht auch, warum uns nicht Alles ebenso klein als jenes Bildchen erscheine?" (Flegeljahre 139).

p) J. Paul ist zwar nicht Anhänger der Wiederverkörperungslehre, wie Koeber annimmt (s. Nus. 41; Sel. 168, Hesp. 572: „Ein Ich ohne bewußte Vergangenheit ist keines." „Nehmt Erinnerung, so nehmt ihr eigentlich auch alle anderen Spuren des Lebens, mithin den ganzen Schatz der Sittlichkeit und es bleibt nur ein leeres, nacktes Wesen übrig, das ebenso gut wieder auf der Erde geboren werden könnte") aber er hält die Seelenwanderung doch für möglich (Sel. 153 ff.) und faßt die Verbindung der Seele mit ihrem Körper zu lose. Die Seele ist ihm (Sel. 51) mehr Bauherr als Baumeister des Leibes und es soll auf die Bedingungen des Materials ankommen, ob der Bau ein „Fuchsbau" oder ein „Schneckenhäuschen" oder ein „Sonnentempel" wird. Die so bewährte aristotelische Auffassung der Seele als Entelechie, als Form des Körpers, der ihre lebendige Physiog-

1) Gedächtniß confundirt hier Jean Paul mit dem Reproduktionsvermögen, anderswo aber hält er beide richtig auseinander. S. mein Hauptwerk „Jean Paul und seine Bed. f. d. Gegenwart" S. 309.

nomie darstellt und nur einer sein kann, ist verlassen. J. Paul scheint die Hülle des Körpers als Seelenfutteral schon vor dem Geist parat zu halten; als ob jedem Geist etwas anderes zu Gebote stände als ein und dieselbe Materie, die sich eben eine Fuchsseele zum Fuchs-, eine Menschenseele zum Menschenkörper bildet. Hier rächte sich der zu strenge Dualismus. (Contrast mit dem Aetherleib s. o. S. 11.) Museum 70 bespricht er die aristotelische Theorie in sympathischerem Sinn, jedoch als „Stahl'sche Hypothese!"

q) Die Erscheinung des sog. alternirenden Bewußtseins erklärt J. Paul treffend Sel. 71 auf den Einwand Alexanders. Zugleich Widerlegung der Theorie vom „transscendentalen Subjekt" (du Prel), die J. Paul nach Koeber bereits gehabt haben soll. (Näheres in meinem Hauptwerke S. 171 ff.) Daß eine physiologische Umwandlung („Gehirn- und Nervenumwälzung", wie J. Paul sagt) hiebei die Hauptrolle spielt, wie ja eine solche auch im Schlaf zweifellos stattfindet, hat J. Paul klar erkannt (s. Landmann, Die Mehrheit geistiger Persönlichkeiten in Einem Individuum. Stuttgart, bei Enke, 1894).